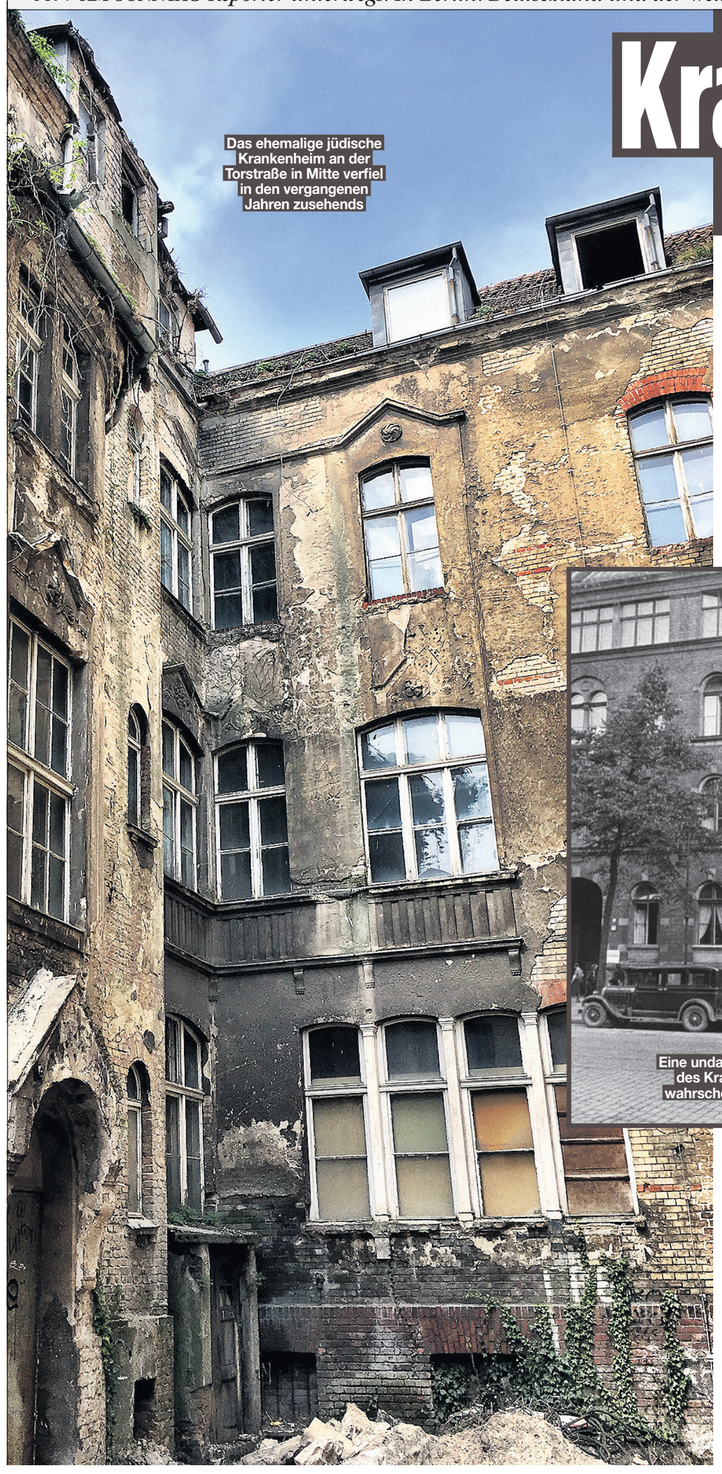
Report der Woche

BZ AM SONNTAG-Reporter unterwegs. In Berlin. Deutschland und der Welt

Das versc hwindende Krankenhaus von Mitte

In der Torstraße steht ein alter, seit Jahren verfallen der Klinkerbau, das ehemalige Israelitische Krankenheim. Bald wird nichts mehr an diesen Teil der Berliner Geschichte erinnern. Von Björn Casapietra



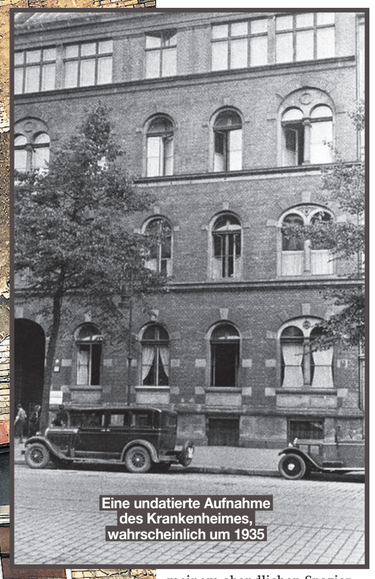
Das ehemalige jüdische Krankenheim an der Torstraße in Mitte verfiel in den vergangenen Jahren zusehends

Die Fenster tot, das Dach verwittert, der Klinker bröckelt – die Ruine des ehemaligen Jüdischen Krankenheimes in der Torstraße, Berlin-Mitte. Das Haus, an dem ich oft vorbeilaufe und dessen Geschichte mich seit einem Jahr nicht loslässt. Das Haus, aus dessen Fassade die Nazis den Davidstern abzuschlagen versuchten und ihn so erst recht konservierten. Torstraße 146 ist eines der letzten Häuser in Mitte, das seit Jahrzehnten unangetastet vor sich hin wittert.

Vor einem Jahr habe ich Fotos davon gemacht. Jetzt, auf meinem abendlichen Spaziergang mit dem Hund, komme ich wieder daran vorbei. Eine Tür führt hinein in das ehemals zweitgrößte jüdische Krankenhaus Berlins, hinein in eine längst vergangene und vergessene Zeit und in absolute Dunkelheit.

Der Keller liegt voller Schutt alter Fensterrahmen und verrosteter Eisenrohre. Es riecht modrig. An einer Wand ein vergilbtes, halb abgerissenes Plakat, das Erich Honecker zeigt, er hebt gerade ein kleines Mädchen hoch.

Das Haus, um das es jahrelang einen Rechtsstreit gab, gehörte bis in die Nazizeit dem eingetragenen Verein „Chewra Kadischa der Israelitischen Synagogengemeinschaft Adass Jisroel und Israelitisches Krankenheim zu Berlin“, eng verbunden mit der damaligen Gemeinde Adass Jisroel. Inzwischen hat die Gemeinde das Haus verkauft. Eigentümer sind heute eine Immobilienfirma mit Sitz in Sachsen und andere Unternehmen und Gesellschaften.



Eine undatierte Aufnahme des Krankenheimes, wahrscheinlich um 1935

Viele Jahrzehnte lang war es das zweitgrößte jüdische Krankenhaus Berlins. Renommierte Ärzte haben hier jüdische und nicht jüdische Patienten behandelt. Der ehemalige Arzt Dr. Jacob Levy, letzter Schularzt von Adass Jisroel, schrieb in seinen 1963 veröffentlichten Erinnerungen: „Das Charakteristische war, dass neben der vorzüglichen medizinischen Behandlung der Kranken ein jüdischer Geist das Krankenheim durchzog. Das war das Werk der Zusammenarbeit von drei Faktoren: Da war erstens die Persönlichkeit von Mosche Knoller, dem Vorsitzenden der Chewra, der sich persönlich um alle Einzelheiten kümmerte. In einem immer von Herzen kommenden Ton redete er mit den Patienten, hörte ihre Beschwerden an, machte ihnen Mut.“ Levy weiter: „Ich, Professor Mosche Knoller, sage Ihnen, Sie sind in einer Woche gesund!‘, hörte ich ihn zu einem Patienten sagen. Obwohl ich seine Prognose durchaus nicht für sicher hielt, sah ich doch, wie sich das Gesicht des Kranken dabei aufhellte.“

Als zweiten Faktor benennt Levy „die jüdische Einstellung der Assistenzärzte, die Knoller anstellte“. Viele dieser Ärzte wurden später nach ihrer Flucht in den USA oder Israel zu weltbekannten Koryphäen.

Der dritte Faktor war laut Levy der Einfluss der Schwesternschaft: „Von der tiefen Frömmigkeit, die gerade Schwester Recha ausstrahlte, kann man sich ein Bild machen, wenn man hört, dass sie oft eine Stunde vor dem Dienst aufstand, um in Ruhe Schacharith (das Morgengebet) zu beten. So geartet waren die Menschen, die im Krankenheim der Adass Jisroel wirkten. Man gab Gesundung für den Körper und Gesundung der jüdischen Seele. Heute würde man diese Kombination Psychosomatik nennen.“

Heute ist es ein Haus voller Geister. Seit der Wende hat kaum jemand dieses Haus betreten. An den Wänden hängen vergilbte Poster. Poster der DDR-Rockband Elektra und ein paar braune Zeitungsseiten des Berliner „Tagesspiegels“ von 1989. Spuren der beginnenden Bauarbeiten gibt es auch: Das Treppengeländer ist umwickelt. Farbige Kacheln im maurischen Stil sind mit Sperrholzplatten geschützt. Offenbar möchte man ein bisschen von der Hausgeschichte erhalten. So etwas macht sich gut im Immobilienprospekt. Seit dem 4. September 2017 gibt es eine „Baugenehmigung für die Änderung des ehemaligen jüdischen Krankenheimes und Errichtung eines Neubaus mit Büro- und Verwaltungsnutzung“, teilt der Bezirk mit.

DDR-Wasserhähne und Reichsbahn-Logo

Stockwerk für Stockwerk dasselbe Bild: leere, hohe Räume, heruntergerissene Tapeten, Berge von Schutt, Steinen, Holz. In manchen Räumen sind Löcher im Fußboden, sodass man in die Etage darunter schauen kann. Großen Flügeltüren in den Fluren erinnern eindeutig an die Klinikgeschichte dieses Hauses. Darüber hinaus finden sich nur Spuren eines Landes, das es nicht mehr gibt, der DDR. Von Wasserhähnen über Lichtschalter, von Toilettenbecken über Türklinken. Die Nazis hatten, nachdem zunächst zum 30. September 1938 die Approbationen jüdischer Ärzte erloschen, das Krankenhaus 1941 – vermutlich Ende September, das legen die letzten Grabkarten nahe – geschlossen und einen Großteil der Ärzte und Patienten in Vernichtungslager deportiert und ermordet. Mit der juristischen Auflösung der Chewra Kadischa und ihrer „Eingliederung“ in die „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland“ am 25. Oktober 1939 war dieses tatsächliche Ende des Israelitischen Krankenheimes vorweggenommen, schreibt die Gemeinde auf ihrer Homepage. Nach dem Krieg, 1950, bezog die Deutsche Reichsbahn das Gebäude. An ein paar alten Schränken sieht man noch deren Logo.

Etage für Etage, Raum für Raum. Jüdische Spuren oder Spuren eines ehemaligen Krankenhauses sind kaum noch erkennbar. Die Nationalsozialisten, die Russen und später die DDR haben ganze Arbeit geleistet.

Eine Ruine ist es, kein Ort des Erinnerns. Dass das Dach überhaupt noch hält, scheint ein Wunder. Die Fensterrahmen hängen zum Teil herausgerissen in das Gebäude herein. Die Holzbalken, die das Dach halten, sind verwittert.

In einem weiteren Raum gibt es eine Zeichnung an der Wand, die den Betrachter im ersten Moment schaudern und dann ratlos zurück lässt. Sie kann nur wenige Jahre alt sein. Aber derjenige, der sie zeichnete, hat sich viel Mühe gegeben. Er musste Farbe mitnehmen. Sie ist riesig. Das war richtig Arbeit. Eine Zigarettenschachtel der Marke Marlboro und darunter mit schwarzer Schrift geschrieben: „Schrecklicher Juden-Rubin“. Auf dem „i“ hat er statt eines Punktes den Davidstern gezeichnet. Ein beherzter Zeitgenosse hat sich glücklicherweise die Mühe gemacht, direkt daneben seine Meinung über den Zeichner kundzutun. „Klasse 1-Arschloch“.

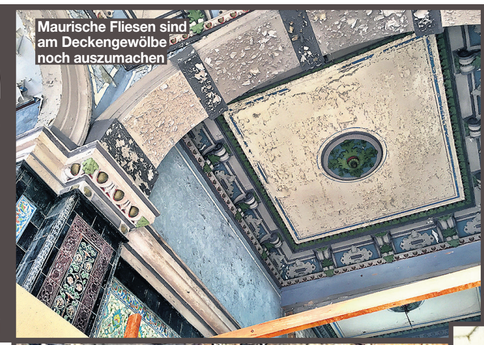
Es scheint wie der erste treffende Kommentar unter einem Facebook-Posting.

Es ist schade, dass man es nicht geschafft hat, wenigstens die Lebenswerke der vernichteten Menschen aufrechtzuerhalten, indem man dieses Haus vielleicht weiter als Krankenhaus nutzte. Man hat es ja noch nicht einmal geschafft, es einigermaßen zu erhalten. Aber eine antisemitische Schmiererei im Dachgeschoss, die war möglich. Die scheint immer möglich.

Wer weiß, wann sie gezeichnet wurde. Wer weiß von wem. Aber sie wirkt wie Hohn.

Demnächst, mit voranschreitenden Bauarbeiten, werden diese verfallenen geschichtsträchtigen Räume unter neuem Putz verschwinden. Die wohl einzige Spur, der einzige letzte sichtbare Verweis auf diesen Ort, bleibt der eingeschlagene Davidstern über dem Eingang, über den die Gemeinde schrieb: **„Die Architekten der Neuen Deutschen Ordnung konnten offensichtlich an einer Außenwand solches nicht dulden, haben sich also an die Arbeit gemacht und den vollständigen Davidstern samt Lettern abgetragen. Sie haben sie derart gründlich beseitigen wollen, dass sie unter der Oberfläche weitergehauen und damit die Zeichen erneut eingemeißelt haben. Sie bleiben unübersehbar.“**

Björn Casapietra, Tenor und Autor



Maurische Fliesen sind am Deckengewölbe noch auszumachen

▲ Zigarettenschachtel-Bild mit antisemitischer Parole und Kommentar

DDR-Vergangenheit: Heldenabbildung von Honecker ▼

Der Davidstern über dem Eingang, von den Nazis abgeschlagen und doch für immer konserviert

FOTOS: PRIVAT, AKG-IMAGES